

Ágnes Heller, **Die Auferstehung des jüdischen Jesus**. Aus dem Ungarischen von Christina Kunze. Philo Verlag, Berlin 2002. 119 Seiten.

Das heilsgeschichtliche Datum, daß Christus von den Toten auferstand, ist im kollektiven Gedächtnis der Kirche immer präsent gewesen. Das historische Datum hingegen, daß Jesus kein Christ, sondern Jude war, ist erst seit einigen Jahren ins Bewußtsein getreten. Die ungarisch-amerikanische Philosophin Ágnes Heller nennt diesen Vorgang „die Auferstehung des jüdischen Jesus“. Wie aber konnte das Judesein Jesu so lange vergessen werden? Die Juden haben Jesus verdrängt, weil ihre Feinde ihn als Gott verehrten und sie selbst in seinem Namen verfolgt wurden. Die Christen aber haben den historischen Jesus schon früh in einen christologischen Deutungsrahmen eingepaßt.

Heller zeigt, daß im Interpretationskonflikt um die Gestalt Jesu von Anfang an exklusive religiöse Wahrheitsansprüche im Spiel waren. Wie Israel sich durch das Bekenntnis zur Einzigkeit Gottes vom Polytheismus seiner Umwelt abgesetzt habe, so sei die Identität der Kirche gegen die Synagoge erbaut worden. Deren Weigerung, Jesus als Messias anzuerkennen, habe geschichtlich prekäre Folgen gezeitigt, denn das Christentum habe – anders als das Judentum – ab dem 4. Jh. politische Mittel zur Durchsetzung seiner Wahrheit gehabt. Angesichts dieser Entfremdungsgeschichte ist es erstaunlich, daß im 20. Jh. jüdische und christliche Forscher durch eine kritische Neuinterpretation der biblischen Texte das Judesein Jesu freigelegt haben. In dieser Auferstehung des jüdischen Jesus sieht Heller den Schlüssel für eine Ökumene der Zukunft. Statt wechselseitiger Verketzerung gelte es, eine Hermeneutik der Anerkennung zu entwickeln, die das interreligiös Verbindende betone. So könnten Juden Jesus als Bruder und großen Propheten entdecken, Christen aber als torafrommen Lehrer würdigen. Anders als die pluralistische Theologie, die eine Relativierung der religiösen Wahrheitsansprüche für geboten hält, sucht Heller in ihrer ökumenischen Vision die Treue zum eigenen Bekenntnis mit einer „Detotalisierung“ der Wahrheit zu verbinden. Sie versteht darunter Abbau an Intoleranz und Zwang. Dies verdient Zustimmung, da religiöse Wahrheit nur in Freiheit angeeignet werden kann. Ein Plädoyer für religiösen Relativismus liefe demgegenüber auf Fundamentalismusverstärkung hinaus.

Jan-Heiner Tück, Freiburg
(Erstabdruck in: NZZ, 12./13. Okt. 2001)